

BITTE VOLLENDEN SIE:

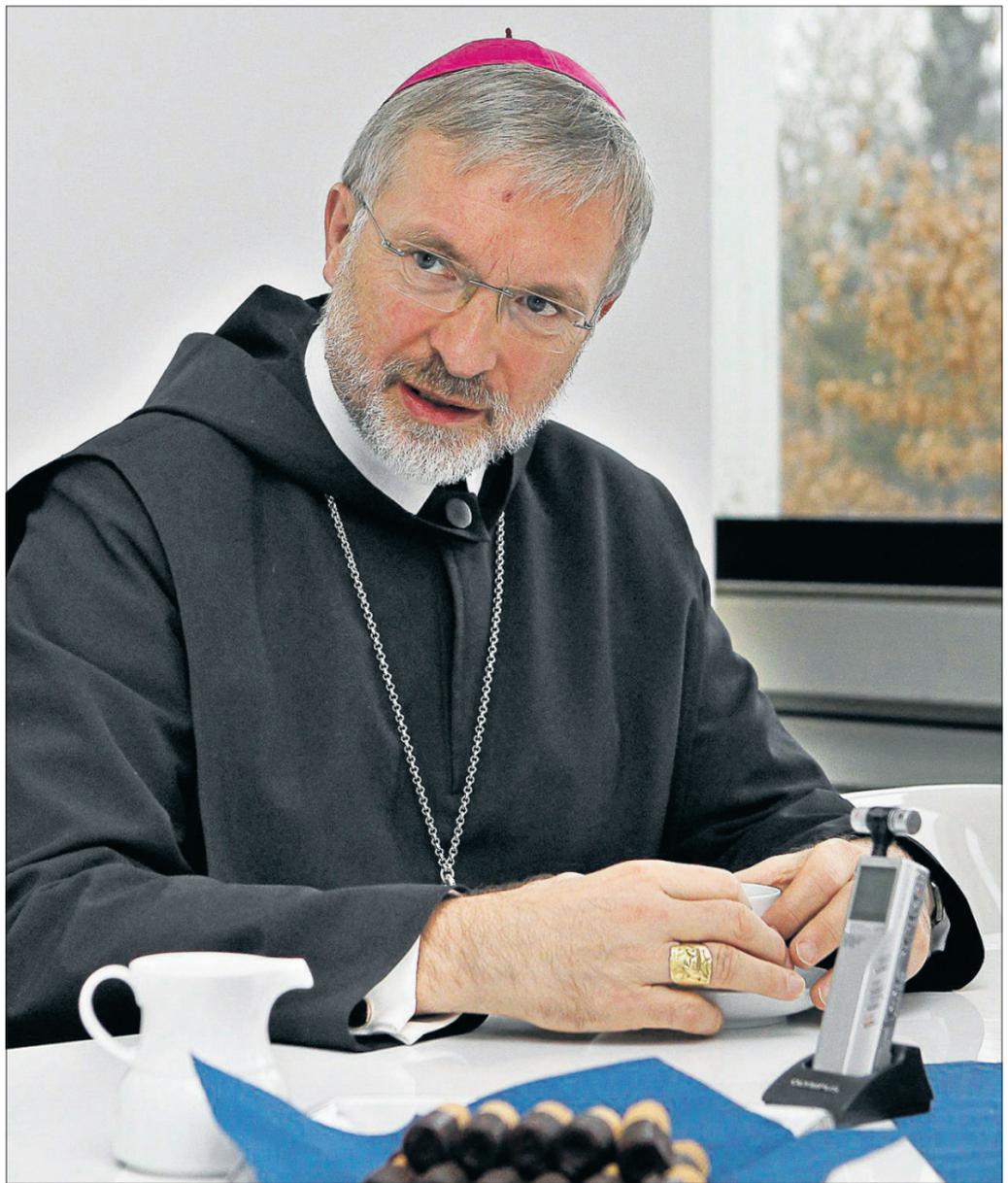
Wäre ich nicht Bischof von Eichstätt, wäre ich jetzt . . .
Mönch des Klosters Plankstetten.

Frauen in der Kirche sind . . .
wie schon in der jungen Kirche nach Jesu Tod und Auferstehung unsere wichtigsten Missionare, Mütter des Glaubens, von denen man den Glauben lernen kann.

Motorradfahren ist für mich . . .
Freude und Kick, denn biken bedeutet, mal aussteigen aus dem Alltag, dazu sind Natur und Technik eng beieinander.

Meine liebsten Termine sind . . .
die mit Begegnungen zwischen Menschen, wenn dabei vor allem das Herz Raum findet und sich öffnen kann.

Heute ist Gregor Maria Hanke fünf Jahre Bischof von Eichstätt. Feiern will er den Jahrestag nicht. Denn: „Fünf Jahre, das klingt so nach Legislaturperiode oder Trainervertrag.“



„Mein Bischofshaus ist kein Elfenbeinturm“

Sie sind 2006 mit großen Erwartungen in Eichstätt empfangen worden, von einem Signal zum Aufbruch war die Rede. Hat sich diese positive Stimmung gehalten? Gesamtgesellschaftlich hat sich in dieser Zeit viel geändert. Wir haben diese sehr anstrengende Missbrauchsdebatte mit zahlreichen Kirchenaustritten hinter uns. Diese Zahl der Kirchenaustritte hat bei uns auch zu einer gewissen geistigen Depression geführt. Die Euphorie, die es in der Folge der Papstwahl zunächst gegeben hatte, ist schon ganz stark Läuterungen unterzogen worden. Aber aufs Ganze gesehen erlebe ich bei meinen Pfarrbesuchen ein unwahrscheinliches Engagement. Natürlich haben die Menschen viele Fragen. Aber ich möchte keineswegs von einer Lähmung sprechen. Der Aufbruchswille hin zu Christus, zur Festigung des Glaubens ist bei vielen Menschen gegeben.

Die fröhlichen Erwartungen im Bistum Eichstätt hatten in erster Linie mit ihrer Person, mit dem „grünen Abt“ aus Plankstetten, zu tun. Vermutlich sind da verschiedene Faktoren zusammengesommen. Zunächst war die Diözese sehr lange vakant, fast 14 Monate. Da waren Fragen offen: Wann kommt der Bischof, und wer kommt? Ein zweiter Faktor mag auch gewesen sein, dass ich kein Unbekannter war. Dass ich das Bistum von der Pike auf kenne. Ich bin in diesem Bistum geboren, ich war im bischöflichen Seminar, ich war im Priesterseminar und bin dann in ein Kloster im Bistum, das Benediktinerkloster Plankstetten, eingetreten. Auch hat vermutlich die Berufung eines Mönchs einen spirituellen Akzent in der kirchlichen Personalpolitik gesetzt.

Sie sind so eine Art Gegenentwurf zu ihrem Vorgänger Bischof Walter Mixa. Sie gelten ja eher als nachdenklicher, intellektueller Typ. Hat das gedauert, bis Sie und die Gläubigen sich aufeinander eingestellt haben? Ich denke, dass ich zu den Gläubigen sehr schnell einen Zugang hatte. In Pfarreien zu gehen, mit Menschen zu sprechen, das habe ich auch in den Zeiten meines Klosterlebens getan. Allerdings haben die Eichstätter bei Bischof Mixa natürlich einen anderen Umgang erlebt. Der ist mal in die „Krone“ gegangen oder in die „Trompete“. Er ist zu den Vereinen gegangen. Da habe ich einen anderen Stil. Ich bin zwar Bischof in Eichstätt, aber nicht von Eich-

stätt, sondern vom Bistum Eichstätt. Ich möchte mich nicht zum Teil des gesellschaftlichen Lebens in Eichstätt machen. Ich möchte das Ganze im Blick haben und bin mehr an Sachthemen und Einzelpersonen dran. Dennoch, mein Bischofshaus ist kein Elfenbeinturm. Da begegnen sich viele Menschen und vernetzen sich. Das geschieht aber nicht im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Ich mache da eher Hintergrundarbeit, die spielt sich nicht auf dem Marktplatz ab.

Stehen Sie mit Bischof Mixa in Kontakt? Bischof Mixa ist Mitbruder, und er ist unser Altbischof. Wir sprechen viel miteinander. Und er ist in der Pastoral im Einsatz. Der Pfarrer teilt ihn für Termine ein, und er macht de facto Dienst wie ein Kaplan im Pfarrverband Fünfstetten. Er muss natürlich lernen, mit diesem engen Rahmen jetzt zurechtzukommen. Aber ich meine, wir müssen hier zur Normalität finden.

Sie haben eine Dekanatsreform durchgeführt, stehen jetzt pastorale Reformen an?

Von pastoralen Reformen ist nicht die Rede. Vielmehr möchte ich Impulse geben, dass wir uns vom pastoralen Ansatz her stärker dem Individuum und den kleinen Gemeinschaften zuwenden. Ein einfacher Ansatz ist, in unserem Diözesanhaushalt zeitnah mehr Mittel aufzubringen, um das Engagement der Laien zu qualifizieren. Ehrenamt kann man nicht einfach nur einfordern. Man muss es auch geistlich vorbereiten und begleiten.

Sie sprechen von kleinen Gemeinschaften. Existiert der Begriff Volkskirche für Sie nicht mehr?

Das kann man so nicht sagen. Wir haben hier im Bistum viele volkshirchliche Strukturen. Und ich warne davor, solche Strukturen zu zerschlagen. Aber mit Blick auf die Zahl der Gottesdienstbesucher: Auf Dauer werden diese volkshirchlichen Strukturen nicht mehr die tragenden sein. Wir müssen die Menschen sammeln. Wir müssen Orte und Gemeinschaften des gelebten und geteilten Glaubens bilden.

Sie setzen also verstärkt auf Laien? Ja natürlich. In einem lebendig gelebten Glauben ergänzen sich Priester und Laien. Dann ist die soziologisch gefärbte Streitfrage, wer darf das und wer darf das nicht, völlig entschärft. Wir brauchen einander.

In ihrem Hirtenwort zum Advent ist zu hören, dass Sie von Strukturformen in der Kirche nicht viel halten. Einige deutsche Bischöfe sehen das anders, sprechen sogar von Reformstau.

Strukturformen sind für mich kein Weg aus der Krise. Ich glaube ja auch nicht, dass man eine Ehekrise durch veränderte Garderobe oder durch die Reparatur des Hauses bewältigt. Die Reform muss immer bei einem selbst beginnen. Unsere momentane Krise ist ein Hinweis darauf, dass die Glaubenskraft bei uns weniger geworden ist. Welche Rolle spielt denn mein Glaube im Alltag? Versuche ich das Ganze standardisiert durch den Sonntagsgottesdienst und da und dort noch durch eine fromme Übung zu erfüllen? Oder gestalte ich mein Leben aus der Glaubenswirklichkeit heraus? Das ist mein Anliegen. Und da wird uns keine Strukturreform helfen. Die großen Reformgestalten, Franz von Assisi, Katharina von Siena, Teresa von Avila, die haben keinen Umbau von Kirche gefordert, sondern eine Herzensbewegung, eine Geisteshaltung ausgelöst. Das brauchen wir.

Wäre es aber nicht doch sinnvoll bei einigen Themen wie etwa dem Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen Reformen anzustreben?

Wenn man den Umgang der Kirche mit gebrochenen Lebensverhältnissen nur auf die Zulassung zur Kommunion reduziert, dann sieht man das gesamte pastorale Feld nicht. Diese Menschen bleiben Glieder der Kirche, haben einen Platz in der Kirche.

Was ist mit Frauen als Diakoninnen, die jüngste Forderung des Zentralkomitees deutscher Katholiken?

Was die Frau in der Kirche anlangt, sehe ich die Möglichkeit, sie außerhalb des sakramentalen Dienstes stärker zu berücksichtigen. Am Beispiel der Reform des Ordinariats in München ist festzuhalten: Von sieben leitenden Stellen werden jetzt drei von Frauen wahrgenommen.

Das sind keine Weiheämter.

Johannes Paul II. hat bereits zu Beginn dieser Diskussion eine Kommission eingesetzt. Damals wurde definitiv geklärt, dass das Weiheamt den Frauen nicht zugänglich ist. Zur Zeit Jesu gab es ja Priesterinnen. Wenn er, der sich sonst über Regeln hinweggesetzt hat, das Frauenpriestertum hätte haben wollen, dann hätte er es konstituieren können. Ich bedaure sehr, dass

diese Frage im Zuge der Gender-Thematik zu einer Frage von Macht und Ohnmacht gemacht wird. Denn es gibt in der Kirche zwei Pole. Das sakramentale Amt und das Charisma. Wir haben leider die Bedeutung des Charismas übersehen oder vergessen.

Wie definieren Sie den Begriff Charisma?

Für mich gibt es kein Priestertum, das nicht teil hat am allgemeinen Priestertum der Getauften. Der Priester kann vom Selbstverständnis her nicht jemand sein, der in eine „höhere Kaste“ aufsteigt und abgeschnitten ist von den Getauften. Das sakramentale Amt verbindet den Priester mit dem allgemeinen Priestertum der Getauften, dem er zu dienen hat. Was ausschließt, dass es veräußerlicht zu einer klerikalen Herrschaft kommt. Das Priesteramt ist ein Dienstamt.

Ist das Zölibat zu diskutieren?

Ich bin überzeugt, dass wir durch einen Umbau der Ämterzulassung keine lebendigere Kirche bekommen. Wenn dem so wäre, dann müsste das protestantische Modell das pastorale Erfolgsmodell schlechthin sein. Die evangelische Kirche hat in vielen Berei-

chen genau die gleichen Probleme, mit denen wir uns konfrontiert sehen. Bei der Zahl der Gottesdienstbesucher ist das sogar noch stärker ausgeprägt.

Sie halten am Status quo fest?

Ich möchte nicht den Status quo. Die Kirche muss sich fragen, ob die Überstrukturiertheit, die wir haben, der Weg in die Zukunft ist. Ob dadurch nicht eher Wege verbaut werden.

Aber als Bischof sind Sie Teil dieser Struktur, dieser relativ starren Hierarchie. Gäbe es da die Möglichkeit zu verschlanken? Sind Sie so eine Art Stoiber für die Kirche?

Wenn ich so argumentiere, bin ich ja wieder bei Äußerlichkeiten. Mein Ansatz ist wirklich dieser ganz persönliche. Wir wollen die Menschen dafür begeistern, dass dieser Weg zu Christus hin das Leben verändert und dass diese Christus-Beziehung uns vernetzt zu dem, was Kirche ist. Wir sind kein politischer Apparat, wo man ein Konsenspapier erstellen müsste und sich dann dadurch definiert. Wir sind als Kirche eine Beziehungsgemeinschaft.

Das Gespräch führten Angela Wermter, Hermann Redl und Gerd Schneider.

IM GESPRÄCH ÜBER DAS BISTUM

IM GESPRÄCH ÜBER REFORMEN



Gregor Maria Hanke (57) gilt als „grüner Bischof“. Als Abt baute er ab 1994 die Benediktinerabtei Plankstetten zum ökologisch bewirtschafteten Kloster um. Wegen seines ausgeprägten ökologischen Bewusstseins ist er ein gefragter Gesprächspartner, wenn es um die Erhaltung der Schöpfung geht.